

Ding Region Welt

Bemerkungen zum Sammeln fürs Regionalmuseum*

Thomas Brune

Angesichts der Tatsache, dass sich Regionalität in ökonomischer, politischer, sozialer und kultureller Praxis immer deutlicher als Komplementär von Globalisierungen formiert, fragt der Beitrag nach Sammlungsperspektiven für Regionalmuseen. Da der Dingfundus der Alltagskultur heute bis auf Trachten und Brauch-Requisiten fast keine Artefakte erkennbar regionaler Ausprägung mehr kennt, erscheint die Sammlung von »Allerweltdingen« naheliegend, wenn sie aus Lebenszusammenhängen in der Region stammen und nutzungsbiografisch kommentiert sind. Denn ein Movers zur Kenntnisnahme der Dinge generiert sich wesentlich aus der Neugier des Menschen am Menschen, der heute räumliche Regionalschaft positiv konnotiert trotz oder gerade wegen erkannter überräumlicher Abhängigkeiten und Mitgliedschaften in net-gestützten Communities.

Region: Ein neuer Raum

Region hat Saison – vor allem mit Obst, Gemüse und Fleisch aus der Region, und das nicht nur bei SPAR-Österreich. Es gibt das Regio-TV, das Regionalparlament, die Regio-Klinik, die Regional-Liga, das Regio-Geld – am Laufe des Schwarzwaldflusses Nagold übrigens eines mit dem feinen Namen »Nah-Gold«. Wir kennen das Europa der Regionen, welche die Interregios der Bahn verbinden und auch eine »Regionale« als Festival für zeitgenössische Kunst im Bezirk Liezen! Heißt die aktu-

* Diese leicht überarbeitete Umschrift gibt den am 23.10.2009 in Schloss Trautenfels gehaltenen Vortrag wieder.

elle Fortschreibung von »Think global act local!« also »Think global act regional«? Das klingt zwar nicht ganz so elegant, doch spricht einiges dafür – und das nicht nur abseits der Großstädte. Für Berlin verspricht die Zukunftsagentur Brandenburg GmbH mit der Marke »The German Capital Region« auf großen Flughafen-Postern »More Value for Your Investment«. Hier konkurriert also ganz offensichtlich das Land »partnerschaftlich« mit der Stadt um Investitionen. Bei der nicht ganz so großen Großstadt Stuttgart wird die Lokalorientierung ebenfalls seit einigen Jahren in erstaunlicher Weise von der Regionalperspektive komplementiert und einer zunächst substantiellen Verräumlichung aus dem Entwicklungsbedarf von gewerblicher Infrastruktur, Vermarktung und Verkehrserschließung mit leichter Verzögerung ein Kultur-Marketing-Verband der Regionsgemeinden andekoriert. Freizeit-kulturelles Beiwerk zur ökonomisch motivierten neuen Raumschaft, identitätstiftender Soziokultur-Kitt für ein prekäres Raum-Gebilde? In jedem Fall: Die Horizonte werden neu bestimmt!

In diesem Prozess neuer Verräumlichungen könnten Regionalmuseen eine wichtige Rolle spielen. Manch neuer Regionalfürst würde sie sich also wünschen – und auch die Bewohner, aber möglicherweise aus etwas anderen Gründen. Wir können darauf warten, dass sie kommen! Noch gibt es von ihnen nur sehr wenige, schon gar nicht von der Qualität jenes Regionalmuseums auf Schloss Trautenfels mit dem klangvollen Namen »Landschaftsmuseum«. Hier wie auch anderswo stehen die Kolleginnen und Kollegen Kuratoren nun vor der Frage: Wie bezieht sich ihre aktuelle Sammelpraxis auf das offensichtlich vitale Prinzip und Konstrukt Regionalität? Mit einigen Bemerkungen zum Verhältnis von Sammelpraxis und Regionalität will ich versuchen, mich einer Antwort zu nähern, hoffend, dass diese denen dienlich sind, die sich einerseits der aktuellen Kulturpraxis, aber auch einer zukünftigen musealen Praxis verpflichtet fühlen, indem sie heute die Sammlungen für die museale Zukunft an die Gegenwart heranzuführen.

Das Thema Regionalismus im Allgemeinen möchte ich lediglich knapp anreißen, um den Referenzrahmen zumindest anzudeuten, in dem sich meine Gedanken um das Sammeln im Regionalmuseum bewegen. Dazu aus der Verlagsankündigung des 2008 erschienenen Buches »Periphere Zentren oder zentrale Peripherien?« von Amann, Mein und Parr: »Der für die Moderne klassisch-asymmetrische Binarismus von »Metropole versus Lokalität« wird heute in der Form »Globalität versus Lokalität« neu verhandelt. So lässt sich unter den Bedingungen zuneh-

mender Globalisierung in nahezu allen Teilbereichen der europäischen Gesellschaften eine eigentümliche Dialektik beobachten. Zum einen verdichten sich Globalisierungspänomene zunächst in den Metropolen und scheinen dabei deren Machtansprüche zu unterstützen, zum anderen erstarken auf ihrer Rückseite die zwischenzeitlich als randständig angesehenen Regionen wieder neu.«¹ Man beachte, dass hier tatsächlich sogar Lokalität ganz selbstverständlich als Regionalität verstanden wird. Auch für meine weiteren Gedanken soll zumindest implizit jene Selbstverständlichkeit des Zentrum-Peripherie-Dispositivs mitgedacht sein, »denn obgleich Zentren und Peripherie je eigene und dann entsprechend unterschiedlich bewertete Kontexte entwickeln, sind sie dennoch strukturell miteinander verbunden und können nicht wirklich getrennt voneinander betrachtet werden.«² Im Folgenden kann ich auf eine Wiederaufnahme der Diskussion um die »Museen in der Provinz«³, u. a. der von Konrad Köstlin 1980 vorgetragenen Kritik an der Fokussierung aufs Lokale/Regionale verzichten, scheinen mir Lokal- und Regionalmuseen viel von ihrer Magie einer verzaubernden Verschleierung eingebüßt zu haben. Denn die Realitäten heute schlagen ungekannnt heftig in den Erfahrungsraum durch – mit den von jedermann erlebbaren geopolitischen und globalökonomischen Abhängigkeiten und Vernetzungen. Immer mehr Menschen verstehen sich heute zusätzlich als Bewohner einer komplexen neuen Realität vernetzter Parallelwelten des Worldwide-Web von Google, Facebook, Twitter, You-Tube, Second Life. Sie kämen nicht mehr auf die Idee, sich vor dem globalen in einen regionalen Schutzraum retten zu können oder wollen. Im Gegenteil: Regionalität scheint heute Eigensinn in der Globalität zu generieren.

1 Wilhelm Amann, Georg Mein, Rolf Parr (Hg.): *Periphere Zentren oder zentrale Peripherien? Kulturen und Regionen Europas zwischen Globalisierung und Regionalität*. Heidelberg 2008. Nach: <http://www.synchron-publishers.com/texte/01-einzel/0129periphere-t.html> (aufgerufen am 14.5.2010).

2 Ebd.

3 Konrad Köstlin: *Das Museum zwischen Wissenschaft und Anschaulichkeit. Zum Verhältnis von Recherche und Präsentation*, in: Martin Scharfe (Hg.): *Museen in der Provinz. Strukturen, Probleme, Tendenzen, Chancen*. Tübingen 1982, S. 51ff.

Sammelkonzeptionen: Ja, aber ...

Sammeln braucht Begründung. An dieser Stelle möchte ich aber auf eine ausführliche Darstellung zu Geschichte und Konstruktion von Sammelkonzepten ebenso verzichten wie schon auf eine ausführliche Diskussion von Regionalität. Ich begnüge mich mit einer ketzerischen Vor- und Schlussbemerkung: Ich halte Sammelkonzeptionen zwar für unverzichtbar, traue aber jenen nicht, die vor allem die Handschrift der Ersteller und nicht der Anwender und Umsetzer tragen, vor allem nicht jenen, die als Jahrhundertprojekte daherkommen und ultimative Lösungen versprechen. Sie verfehlen nämlich in der Regel das nötigerweise Prozesshafte kulturellen, hier also musealen Tuns in einer Welt von ökonomischer, politischer und sozialer Dynamik und stehen also in der Gefahr, dieses Tun der Schwerfälligkeit, gar der Erstarrung entgegenzuführen. Beeindruckt hat mich in dieser Hinsicht die Entwicklung der »Collection Development Strategy« des Canada Science and Technology Museums. Dieses Projekt startete im Jahr 1989 mit der Ermittlung der »Historical Assessments« zu den bestehenden Sammlungen, denen nach 10 Jahren 1999 die Erstellung der »Collection Assessments« folgte – mit der Zielvorgabe einer Fertigstellung der Sammlungs-Entwicklungs-Strategie im Jahr 2015 (!).⁴ Wie viel Nektar sich aus solch absurd umfangreichen wie langwierigen Sammlungsstrategie-Entwicklungen mit akademischen Forderungshaltungen ziehen lässt, das mag jeder für sich entscheiden. Vielleicht rührt meine Distanz gegenüber solchen Projekten einfach daher, dass ich zu sehr um den Sinn und die Freude an gegenwartsbedeutsamem, kulturellem Tun weiß – aber auch um die knappen Ressourcen mittlerer und kleinerer Museen, die das Prinzip Musealität für die große Mehrheit der Menschen viel alltagspraktischer verkörpern könn(t)en als die großen Häuser der Metropolen.

Viele Sammlungsstrategie-Überlegungen und Sammelkonzeptionen gehen in ihrer Anlage vom großen Allgemeinen zum kleinen Besonderen vor. Da wird – wie es nun auch in Museen heißt, seitdem betrieblich-kaufmännisches Denken Einzug gehalten hat – »heruntergebrochen« vom ganzheitlichen Begriff eines Universums herunter zu den kleinen

4 Siehe: Andreas Wenzel: Volkskunde – das ist doch ein abgeschlossenes Sammelgebiet, oder? Volkskundliche Sammlungen und das zeitgenössische materielle Alltagskulturerbe, in: Harald Siebenmorgen (Hg.): Überlieferungskultur. Karlsruhe 2010, S. 103–121, hier S. 113 f.

Dingen, z.B. Hosenkнопfen, die in der Systematik dann ihren Platz finden sollen. Aus meiner Erfahrung traue ich mich zu sagen: Die vom ganzheitlichen und abgeschlossenen Thesaurus her arbeitenden Sammelkonzepte und EDV-gestützten Inventarisierungsprojekte verfehlen die eilige Prozesshaftigkeit und immer neu zu interpretierenden Vieldeutigkeiten unserer Dingwelten. Ich bin überzeugt, dass eine kluge und weitgefächerte, mit den Objektaufnahmen verbundene Verschlagwortung weiterführt – gestützt von einer Software, die sich an schlaunen Suchmaschinen unseres Internet orientiert.

Die Regions-Dinge: Wo sind sie geblieben?

Auf der Suche nach Kriterien des Gegenwartssammelns für ein Regionalmuseum möchte ich einige zunächst unverbunden erscheinende Fäden anspinnen und am Schluss zu einem neuen, möglicherweise sinnhaften Muster verweben. Dabei spinne ich zunächst am Blick des Einzelnen und auf den Einzelnen, den Menschen nämlich, der im Leben das Authentische, das Originale, das Typische sucht und – der zweite Faden – ins Museum geht, um dort das Fremde, das Ungekannte zu treffen und dabei in allen Dingen doch vor allem sich selbst begegnet – im Lokal- oder Regionalmuseum vielleicht auch seinem Nachbarn!

Kennen Sie nicht auch die Verzweiflung in der Suche zumeist gegen Ende eines Urlaubs nach dem landestypischen, nach dem »originalen«, dem unverwechselbaren Mitbringsel, den Erinnerungsträger, den ich in unserem Zusammenhang den »regionaltypischen« nennen will? Denn da bleibt einem in der Regel ja nur das für uns Touristen gefertigte Sortiment an Souvenirs nach dem Vorbild von längst obsolet gewordenen und bei Einheimischen längst nicht mehr in Gebrauch befindlichen Nutz- und Deko-Dingen: altartig aussehender Nippes, in letzter Zeit allerdings zunehmend komplementiert von einigem Kunsthandwerk, das zumindest teilweise regionaler Produktion entstammt. Und natürlich, da gibt es noch etwas: Ethno-Food, das man heimgfahren oder -fliegen kann, soweit dies der Zoll erlaubt. Man kann natürlich auch zu Ölen konzentrierte Düfte provenzalischer Lavendelfelder und mittelenglischer Rosengärten greifen, zu CDs mit irischem Celtic-Pop oder portugiesischen Fados. Digitalfotografie und Videotechnik stellen Bilder von ligurischen Dorf-idyllen, venezianischen Piazza-Überschwemmungen und dramatischen Grimming-Ansichten der dauerhaften Reminiszenz bereit.

Solche Realien fangen zwar Regionsspezifisches ein, doch erfüllen sie allesamt wegen mangelnder Ding- und Dauerhaftigkeit nicht oder kaum das klassische Anforderungsprofil für Musealien, wollen sie doch gerochen oder geschmeckt werden, sind nur zu hören und/oder von optischer Flüchtigkeit. Und da sind schließlich auch noch all die anderen Qualitäten, die im weiteren Sinn den *Geschmack* einer Region ausmachen, sich aber noch weniger dinglich fassen lassen: Hitze und Kälte, Tannenrauschen, Wellenschlagen und Verkehrsgeräusche, Baum-, Blüten- und Küchendüfte, Mundart und Lieder, der Dunst behäbigen Wohlstands und der Geruch der Angst vor Arbeitslosigkeit. Wie ist all dieses musealiter einzufangen und präsentabel zu kontextualisieren?

Ja damals: Da war noch Region!

Den Kuratorinnen und Kuratoren der Regionalmuseen gesellt sich dem gequälten Nachdenken um Sammlungsperspektiven nicht selten ein gewisser Neid bei – Neid auf die Altvorderen, welche sich der Sammlung von regionaltypischen Artefakten verschrieben hatten. Denn die hatten es ja so gut! Für sie war im Regionalen noch so viel Regionales, das es eben genau so nur hier in der Region gab.

Ich habe mir sagen lassen, dass noch im späteren 19. Jahrhundert Putzmühlen im Ausseer Land tatsächlich anders aussahen als solche in der Grimming-Region, dass dort auch die Eggen schmaler waren als anderswo, und dass Rahmzwecken von Alm-Region zu Alm-Region aus vergleichbarer Liebe aber doch mit recht unterschiedlichem Dekor beschnitzt waren. Es sei übrigens noch ungeklärt, warum Heuziehbretter in der Donnersbach-Region länger waren als in der Sölk.⁵ Daran sieht man doch: Früher war einfach mehr Region. Sicher, denn Produktion und Distribution lagen dicht beieinander und die Wege zwischen den Regionen waren weiter, waren unwegebbarer, langsamer und zum Teil kaum gebahnt. Der Weg von Bad Aussee nach Liezen war früher einfach viel weiter – vor der Industrialisierung mit ihren Zeitgefährten Großstaatenbildung, Gewerbefreiheit, Technisierung, Massenfertigung, Marktentwicklung, Verkehrsbeschleunigung etc. Auch wenn wir natür-

5 Diese und manch andere regionsspezifische Hinweise verdanke ich Volker Hänsel, dem ehemaligen Leiter des Landschaftsmuseums Schloss Trautenfels.

lich wissen, dass es schon immer auch und fast überall Fernbeziehungen gab, personifiziert z. B. in den Schilderuhrenhändlern des Schwarzwaldes und den Samenhändlern aus Gönningen am Fuße der Schwäbischen Alb, die bis Rom und St. Petersburg unterwegs waren. Und die vielen gemalten Tulpen auch auf ländlichem Mobiliar zeugen von einer Tulpenhaeuse, die ihren Ursprung nicht auf der schwäbischen Albhochfläche oder im steirischen Ennstal nahm, sondern in den Niederlanden des 17. Jahrhunderts.

Die Sammel-Antwort: Regionale Absonderlichkeiten?

Eine Antwort auf die Sammelfrage und ein Muss ist sicherlich, sich auf sehr Spezielles des Gegenwärtig-Anschaulichen zu besinnen, auf das nicht nur für Touristen aus Japan ganz und gar Absonderliche, nämlich Trachten und Brauchrequisiten: Auf den »Schladminger«, in dem die Herren nicht nur im Ennstal zu allen gesellschaftlichen Ereignissen so passend gekleidet sind wie die Damen in ihren modischen Folklore-Dresses aus den Trachtenmodegeschäften in Bad Mitterndorf oder Bad Aussee und auf die Uniformen der örtlichen Trachtenkapelle, auf die »Glöcklerpasse«, in der die Jugend sich zwischen Ritual und Wildheit auslebt und die »Krampusmaske«, vor der sich die kleinen Kinder gruseln.

Keine Frage, derart bildstarke Träger regionaler Sonderheiten gehören zum engsten Kreis der Sammelgüter für ein Regionalmuseum. Nicht nur, weil eine Sammeltradition damit fortgeschrieben wird, sondern weil sich in diesen Artefakten Lokales und aus einem Bündel von solch Lokalem Regionales bildhaft ausdrücken will, sich absichtsvoll in Szene und von anderen Regionen absetzen will. Und das nicht nur in Alpenrepubliken. In meinem Hamburger Elternhaus wurde zu den gelegentlichen Aal-Essen mit Freunden der Korn (Weizenbrand) begleitet von plattdeutschen Versen aus Zinnlöffeln getrunken. Das war mir als Jungem so absonderlich wie heimelich, denn verbunden mit dem guten Gefühl, hier sei etwas aus meiner Heimat, das sich auch als heimatlich sogleich zu erkennen gibt.

Natürlich bedenken wir beim Sammeln solcher Sonderlichkeiten die sie befördernden Interessen der regionalen Marketing- und Tourismusindustrie und denken auch die möglicherweise ziemlich wichtige Rolle mit, die unser Museum selbst im Spiel dieser Branche einnimmt!

Alltagsdinge heute: Nichts mehr für die Regionalsammlung?

Was aber – so betrachtet – alles aus dem aufs Regionale blickenden Sammelhorizont heraus fällt, weil dem Kriterium regionaler Ausgeformtheit nicht genügend: Toaster, Mixer, Espressomaschinen; Business Dresses und Jogginghosen, Baseballkappen und Lingerie, Bohrmaschinen, Kaffeekannen, Schneekugeln; Laptops, Gameboys, Ipods, MP3-Player; Möbel mit Namen wie Ingolf, Bosse und Malte. Und das war schon so mit dem Staubsauger Vampyr von 1910, dem C&A-Anorak von 1955, der Neckermann-Eckbank von 1974 und der Schlagbohrmaschine von Steyr von 1985. Und woher stammen die alltagsmächtigen Dinge heute? Da werden Hemden in Rumänien aus in China gewebten Stoffen für die Barcelona-Fashion geschneidert, um in Düsseldorf, Berlin und Wien oder in Pinneberg, Ruhpolding und Leoben vertrieben zu werden. Heute kann ich mir via on-line-Börse oder TV-Shop neue und gebrauchte Möbel balinesischer Provenienz genauso leicht beschaffen, wie Kinderdreiräder von Kettler oder Spielzeug aus Russland. Fast alles ist global verfügbar und überall anzutreffen! Was ist da also noch regional? In der Warenwelt findet sich alles, fast überall von fast überall her!

Und dabei sind es doch eben diese Sachen, die auf der Ebene sammelfähiger Dingwelten den Alltag der Menschen prägten und prägen und diese Prägung, seine Kultur und Lebensweise also auch widerspiegeln sollten! Doch wird in ihnen das Regionale des Menschen oder der Mensch in seiner Regionalität fassbar?

Hinter den Dingen: Der Mensch zwischen den Dingen

Wenden wir uns des Regionalmuseums tatsächlichen und potentiellen Besuchern zu, unseren Kunden und ihren Interessen. Was interessiert denn die Museumsbesucher, jene mit immerhin 45% der Bevölkerung nicht ganz kleine Gruppe unserer Zeitgenossen, die gelegentlich in unsere Häuser finden. Sie interessiert die Artefakte aus zeitlich oder topografisch entfernten Welten: des Pharaos Mumiensarg aus Ägypten, Jacke, Tasche, Speer des Steinzeitkriegers aus dem Eis des Similaungletschers, der Schädel von Klaus Störtebeker und der Federschmuck des namenlosen Sioux, der ein Onkel von Yakari gewesen sein könnte. Sie interessiert aber auch viel näher Liegendes wie z. B. die farbig-filigranen Schöpfungen eines Glasbläfers aus dem thüringischen Lauscha oder die geschnitzten

Gaben der Burschen für ihre Liebe auf der Tuchmoar-Alm.

Mit einer kleinen Sammlungsgeschichte aus meinem Haus will ich diesen Faden aufnehmen. 1980 übernahm das Württembergische Landesmuseum für sein Museum für Volkskultur, heute Museum der Alltagskultur, die komplette Wohnungseinrichtung der Nebenerwerbsbauernfamilie Gayer aus Siegelsbach, einem kleinen Dorf in der Neckarregion, kurz nachdem die letzte Bewohnerin verstorben war. Das war ein recht aufwändiges und ein damals noch ziemlich ungewöhnliches Unternehmen. Wir stellten diese Wohntotalität aus mit (fast) allen persönlichen Überbleibseln von der Wäsche in der Kommode bis zu den Erbauungsheftchen auf dem Regal über dem Küchen-Sofa.

Was sehen die Besucher: Allerwelts-Möbel und Wohnzubehör in einem merkwürdigen Mix von Alt und Neu. Sie sehen, die gehörten anderen Menschen, die ein verblüffend ähnliches Leben führten wie ihre eigenen Eltern – oder ein sehr anderes. Der Besucher setzt sich in Beziehung. Das Verblüffende für mich, der die Übernahme und Hintergrundrecherche vor mehr als 25 Jahren durchführte und selbst in Bann gezogen war von diesem biografisch definierten Dingkosmos: Auch das Publikum unseres doch klassisch objektreichen und in anderen Abteilungen um so viel farbigeren Museums zeigt sich von dieser bühnenhaft vorgeführten Wohnwelt der relativ armen Familie Gayer mit den Ton-Dokumenten aus Interviews der dort groß gewordenen Kinder offenbar besonders berührt: Diese Ausstellungseinheit gehört zu den ›Top Three‹ in der Beliebtheit der Besucher!

Rosemarie Beier fragt allerdings anlässlich einer von ihr betreuten, ebenfalls komplexen und aufwändigen Übernahme einer Wohnungseinrichtung gar nicht nebenbei und zurecht: »Warum interessiert mich nur die detailgetreue Erfassung eines Zimmers? Warum nicht auch seine Lage innerhalb des Hauses? Der Blick aus dem Fenster? Der Nachbar im oberen Stock?« Rosemarie Beier geht es in ihrem so klugen und anregenden Vortrag zur Kontextualisierung von Alltag um all die Grenzen und Entscheidungen in unserem Umgang bei Auswahl, Arrangement und Inszenierung von Objekten und Informationen – und letztendlich um die Unmöglichkeit, selbst einen derart begrenzten, aber eben doch

6 Rosemarie Beier: Zur Kontextualisierung des Alltags. Ansätze und Erfahrungen im Deutschen Historischen Museum, in: Gottfried Korff, Hans-Ulrich Roller (Hg.): Alltagskultur passé? Positionen und Perspektiven volkskundlicher Museumsarbeit. Tübingen 1993, S. 171–184, hier S. 177.

nur scheinbar überschaubaren Lebens-Kosmos museal abzubilden.⁶ Wir geben den Dingen eben einen neuen Kontext, und zwar indem wir vieles vom alten Kontext ausblenden – ob wir wollen oder nicht. Dies sei übrigens dem Besucher auch einmal klar gesagt!

Und nun merken wir erstens, dass selbst die komplette Übernahme der Wohnung von Familie Gayer in der Kontextualisierung sehr ausschnittshaft bleibt, obwohl wir doch so viel Lebensgeschichte(n) einbeziehen! Und zweitens, dass jedes Ding (sofern nicht im Laden neu gekauft) eine offensichtlich attraktive mit dem Käufer/Nutzer verbundene Bedeutungs-Biografie mit sich trägt, die den Betrachter neugierig macht und emotional bewegt, weil er über diese Dinge Zugang zu einem fremden Lebenskosmos erhält.

Allerdings ist dieser immer zu weit, als dass er sich zur Gänze abbilden ließe. Aber wenn es schon nicht möglich ist, den umgrenzten Lebenskosmos einer Familie in ihrer kompletten Wohnungsausstattung und zumindest in einigen wichtigen Bedeutungsdimensionen abzubilden, wie dann erst der einer ganzen Region? Ich stelle mich nicht gegen Wohndokumentationen im Museum, im Gegenteil. Und ich führe in diese weiß Gott nicht ganz unbekannte Sackgasse nicht, um Resignation oder gar Verzweiflung zu bewirken. Im Gegenteil: Es geht mir darum, Mögliches zu benennen und Unmögliches entlastend aus unseren Handlungsperspektiven zu nehmen und dafür Neues zu eröffnen.

Ein Zweites aber können wir lernen: Der Thrill der Exotik, die beunruhigende Fremdheit und spannende Ferne beginnt gleich nebenan. Denn – geben wir es doch zu – unsere Neugier ist schon geweckt mit jedem sonntäglichen Frühstücksstreit der Nachbarn, dem man doch so gern an der geschlossenen Wohnungstür lauschte, wenn denn nicht die Gefahr bestünde, von anderen Nachbarn für mehr als nur Anteil nehmend eingeschätzt zu werden. Die spannende Ferne beginnt schon beim merkwürdigen Nachbarn, wenn nicht bei dem von nebenan, dann doch bei dem vom Stockwerk darüber!

Worauf ich ziele: Der Besucher ist neugierig auf die Dinge, mehr aber noch auf die Geschichten, also die Lebens-Geschichten, auf die Menschen hinter ihnen – das legen Nofretete-Kult und Ötzi-Begeisterung genauso nahe, wie die Bestsellerflut historischer Romane, die Einschaltzahlen von Soaps und schließlich die Umsatzzahlen von Bunte, Gala & Co! Den Menschen interessiert zuerst der Mensch, und der ist – wie man selbst – einer, der die Hauptrolle in dem Stück spielen will, die seine Lebensgeschichte heißt, in dem es lauter Beziehungsgeschichten gibt, denen

wiederum Dinge anhaften, denen man ihre Rolle im Stück, das Leben heißt, aber zunächst einmal gar nicht *ansieht*! Orhan Pamuks »Museum der Unschuld« ist romanhafte Spiegelung dieser musealen Wahrheit.⁷

Sammlungsanleitungen könnten wir also ableiten aus der Beobachtung virulenter Neugierden der Zeitgenossen, die im Museum, das sie besuchen, ihren eigenen gelebten oder nicht gelebten Leidenschaften und Nöten begegnen. Wohin das Interesse dabei gelenkt wird, darauf haben die Museen einen nur sehr begrenzten Einfluss. Was jedoch nicht bedeutet, auf ein fundiertes Angebot von Erkenntnismehrwert durch historische, soziale, technologische Kontextualisierung in Auswahl und Kommentierung zu verzichten – ganz im Gegenteil! In diesem Zusammenhang sei jetzt zunächst festgehalten, dass derartige Begegnung das Museumsereignis energetisch auflädt! Und das ist ja schon einmal nicht nichts.

Steckdosen-Abhängigkeit: Gar nicht regional?

Eine ganz andere Sammlungs- und Ausstellungsgeschichte ist die einer kleinen Ausstellung im Museum der Alltagskultur im Sommer 2009 getitelt: »steckdosen-abhängig – Elektrogeräte der 50er bis 80er Jahre«. Mein nächster Faden. Mit dieser Präsentation hatten wir die Elektrifizierung und Technisierung von Haushalt und Büro skizzenhaft nachgezeichnet. Das geschah ganz im Sinn jenes eher strukturalistischen Ansatzes, dem wir uns stellen wollen und der sich auch in der Umbenennung von Museum für Volkskultur in Museum der Alltagskultur widerspiegelt. Darin folgten wir zumindest ansatzweise den Kriterien des schwedischen Sammlungsprojekts SAMDOK zum Gegenwartssammeln von Sachkultur, orientierten uns an der Dinge Häufigkeit, Innovation, Repräsentativität, Anziehungskraft, etc.⁸

Kommen wir zu einer weniger auffälligen, aber wirksamen Begegnung mit den Dingen, die bei dieser gar nicht regionalgeschichtlich gedachten Ausstellung von Elektrogeräten, die es ja überall in Westdeutschland gab und gibt, quasi unter der Hand, Regionalität konstituiert. Wie

7 Orhan Pamuk: Das Museum der Unschuld. München 2008.

8 Hier nach: Fritz Waidacher: Handbuch der Allgemeinen Museologie. Wien, Köln, Weimar 1993, S. 161 f.

das? Wir hatten über die Medien mögliche und tatsächliche Besucher gebeten, uns ihre Geschichten zu erzählen, die sie mit den Geräten verbinden und wie sie ihr Leben veränderten. Dazu haben wir auch um Elektrogeräte gebeten, deren Fehlen in unserer Sammlung durch leere Sockel in der Ausstellung markiert war. Diese durften mit den zugehörigen Geschichten bei uns »entsorgt« werden. Die Geräte und Geschichten wurden noch während der Ausstellungszeit ausgestellt. Die Ausstellung wuchs um fast 50 Geräte und nach einem Selektionsvorgang werden etliche in die Sammlungen eingehen.

So kann es ganz praktisch aussehen und befördert werden, dass sich Menschen mit den Dingen und untereinander in Beziehung setzen. Sie sagen zueinander: »Einen solchen Toaster hatte ich auch!«; »Genau diese Waschmaschine fand meine Mutter ganz toll!«; »Diese Heftmaschine im Büro hat die Gruber von der Registratur gehasst vom ersten Tag an!«. Hier wurde also ganz nebenbei die Gelegenheit für Besucher geboten, sich selbst und dem Nachbarn aus der Region zu begegnen.

Was eine Sammlung von des Alltags Allerweltdingen für eine Region bedeuten kann, lernte ich in einem brandneuen County-Museum im nordirischen Ballymena. Ballymena ist eine küstennahe Kleinstadt im Westen Nordirlands, zuständig für das County, also die Region. In der unmittelbaren Nachbarschaft des Museums mit Kulturzentrum signalisieren Poster, Banner und Grafitti an den Straßenzügen sehr deutlich, wem die Straße oder gar nur die eine oder andere Straßenseite gehört, den Katholiken oder den Protestanten. Die bekannten Spannungen und Konflikte prägen den Alltag auch hier wie noch fast überall in Nordirland.

Wie verhält man sich in diesem Regionalmuseum zum Konflikt? Ganz bewusst: Man thematisiert ihn nämlich *nicht!* Statt dessen stellt man z. B. die bunt bestickten Wappenbanner der katholischen und protestantischen Traditionsvereine nebeneinander aus und kommentiert nur deren ikonografisches Konzept. Mit Verblüffung stellt man als Besucher dann fest: Die Bildsprache der verfeindeten Konfessionen ist dieselbe!

Oder man stellt in einer Sonderausstellung ein Kunterbunt von alltäglichen Allerweltsobjekten aus den letzten 40 Jahren vor, zusammen mit Fotografien aus den Wohnungen der Katholiken und Protestanten, aus denen sie stammen, die Konfessionalität der Vorbesitzer im Text markierend. Die italienischstämmige, in Kanada museologisch und psychologisch ausgebildete, aus New York stammende Kuratorin erklärt mir: Wir schaffen einen entspannten Raum des Alltäglichen, in dem die

verfeindeten Parteien nicht das Trennende sondern das ihnen Gemeinsame entdecken! Besucherkommentare zeigten, dass das geht! Wieweit dieses »Sich-im-Nachbarn-Wiedererkennen« zu neuen Haltungen, gar zur Revision sozialer Beziehungen führt, darüber entscheiden im politischen, sozialen und kulturellen Entwicklungsprozess natürlich sowieso nur die Besucher selber.

Drei Fäden: Ein Zwischen-Resumée

1. Das Landschaftsmuseum Schloss Trautenfels, das immer noch wie ein Leuchtturm auf einem in dieser Hinsicht vergleichsweise öden Museumsterrain steht, kommt einer Darstellung dessen, was Region ausmacht oder ausmachte im besten Fall ziemlich nahe. Und dabei ist es ein interdisziplinär und komplex arbeitendes Regionalmuseum voller Imagination und Kreativität, wie es uns anderswo nicht begegnet mit seiner klugen Zusammenstellung von unverwechselbar regionalen und neueren, allerweltlichen Werk- und Festtagsdingen und in der Zusammenschau von *Naturalia* und *Arteficalia*.
2. Eine detaillierte und biografisch unterfütterte Wohnungseinrichtung in authentischer Geschlossenheit appelliert an Einfühlung, weckt Emotion und »beschäftigt«, kann nur ein sehr bruchstückhaftes Segment wirklichen Lebens widerspiegeln, fasziniert aber durch die Begegnung mit dem Leben anderer.
3. Die Präsentation von gegenwartsnahen allerweltlichen Alltagsdingen oder alltäglichen Allerweltsdingen kann Regionalwissen und gar Regionalgefühl generieren, wenn sie denn die Beteiligung und den Dialog der Besucher mitdenkt und z. B. in der Ausstellung der Dinge die in der Region lebenden Vorbesitzer in ihren Ding-Beziehungen kenntlich macht.

Ich schlage also vor, von bestehenden Themen und Sammlungen der Ausstellung auszugehen und also diese fortschreibend über interaktive Sonderausstellungen an die Gegenwart heranzuführen.

Dabei sollte sammelndes Ausstellen sinnvoller Weise jenen Themen aufgelagert sein, welche die Dauerausstellung schon bietet, weil das eine historische Tiefendimension im Betrachtungserlebnis schafft, die die gegebene Verfasstheit des heutigen Alltags in der historischen Differenz deutlicher vor Augen führt. Wo das hinführen kann, hängt zwar auch von der Klugheit musealen Tuns ab. Es bleibt jedoch spannend weil nicht

beantwortbar, wie die Besucher die Präsentation vor dem Hintergrund ihrer Erlebenshorizonte zu *ihrem* Bild des Regionalen zusammensetzen.

Auf Trautenfels bezogen könnte dies heißen, Folgendes – hier nur in Stichworten angedeutet – zu sammeln:

- zu »Vom geselligen Leben«, der Wirtshauskultur: z. B. mediale Objekte der neuen Gesellungs- und Kommunikationsorte wie Chatroom, Blog, Partneragentur,
 - zu »Von Behausungen«, den Wohnwelten: z. B. die Ausstattung von Immigrantent-Containern und die Koffer der so genannten »Rollkoffer-Generation«,
 - zu »Zwischen Berg und Tal«: z. B. Ausstattungs-Accessoires zum modernen Spaß von Trekking bis Snowboarding,
 - zu »Wald und Holz«: z. B. IKEA-Brösel-Platten mit Buche-Imitatoroberfläche,
 - zu »Vom rechten Glauben«: z. B. Zeugnisse aktueller Patchwork-Gläubigkeiten
- und so weiter.

Sie mögen erstaunt sein, wie schlicht diese konkreten Hinweise sind. Aber ich vermeide mehr, weil es ums Prinzip geht und für die Kuratoren um die jeweils passende Anwendung, denn die Schönheit des Musters hängt eben davon ab, wie ich die Kette aufspanne und welche Fäden ich wie im Schiffchen durchschiesse.

Sammelt Alltagsdinge, die den von SAMDOK formulierten Kriterien genügen und zusätzlich *einen* Regionalbezug in sich tragen: nämlich den ihres Auftretens, ihrer Nutzung in der Region! Und die gilt es in der objektzugehörigen Ding- und Nutzungsbiografie (samt Bedeutungszumessung) zu dokumentieren und in der Ausstellung anzubieten. Das genügt zunächst, denn der Besucher kontextualisiert individuell, vergleichend und lokal/regional, auch ohne dass wir das nahe legen.

So meine ich: Jede Sammlung und jedes Thema zum Alltagsleben einer Region lohnt potentiell Sammlung und Ausstellung, denn selbst die Begegnung mit Toastern und Radioapparaten generiert durch Fragen nach und Angebote von Nutzergeschichten im aktualisierten Bezug zwischen Objekt und Betrachter ganz individuell eine Selbst-Erfahrung, die unlösbar damit verbunden ist, sich mit anderen Ding-Nutzern der Region in Beziehung zu setzen. Daraus kann – wenn es gut geht – zumindest Empathie und Identifikation entstehen. Die haben wir als ge-

sellschaftliche Wesen nötig, heute vielleicht mehr denn je, z. B. als Basis für gewaltfreiere Umgänge und Diskurse gar, für die auch das Museum Anlass und Forum sein kann!

»Region«: Eine Antwort aus dem Net

Zum Schluss doch noch einmal die Frage: Was ist Region und wie groß ist sie? Dazu ein Gespräch aus der realen Parallelwelt des Net im Jahr 2008, nämlich die Frage von Maxl auf YAHOO und die Antwort von Marco, die ich beide vollständig und ohne Schreib-Korrekturen abschließend wiedergebe:

Maxl fragt:

»ich suche eine Definition f?regionalit da nirgendwo wirklich regional definiert ist. also wenn ich zB einen Apfelsaft aus regionaler Herstellung kaufe, bis zu welchem Arbeitsschritt ist er dann wirklich regional? angenommen es sind saisonale arbeitskräfte aus tschechien die die äpfel sammeln, die apfelpressen werden in polen hergestellt und das öl um die Pressen laufen zu lassen ist Palmöl, wofür wiederum Regenwald abgeholzt wird. Kann ich dann den Apfelsaft wirklich mit dem Schlagwort regional verkaufen? also ab welchem arbeitsschritt in der Herstellung einer regionalen Ware wird die Ware zur regionalen Ware? Wahrscheinlich erst mit dem letzten. und wie kann man eine Region überhaupt abgrenzen, ich meine wer bestimmt denn wie gross eine region ist und wo sind die grenzen einer region? wenn einer an der grenze einer region wohnt sein obst aber am markt in der nachbarregion verkauft, dürfte er ja sein obst nicht mehr unter dem motto regional verkaufen. Hilfe!«

Darauf Marco:

»Beste Antwort – Ausgewählt durch Abstimmung:

Definitionsversuch: regionales Gewerbe ist regional, solange die Endproduktion sich innerhalb einer kulturgemeinschaft vollzieht und in dieser das Produkt auch vertrieben wird. Das Produkt ist für den Konsumenten regional wenn er sich mit den Herstellungsort indentifizieren kann. Die entscheidung wie weit eine Region reicht ist einerseits von jeden Subjektiv zu betrachten andererseits objektiv duch geografische, politische und geschichtliche gränzen definiert.z.B. kommt der Apfelsaft aus meiner Region Sachsen-Anhalt dann ist es politisch definiert es kommt aus meiner Heimat. Genauso kann der Apfelsaft aus Deutschland kommen. es ist meine Heimat. kommt das Produkt jedoch aus Bay-

ern (auch wenns in D liegt) oder China. kann ich mich nicht mehr damit indentifizieren da ich diese Gebiete nicht zu meinen Wirkungskreis zähle bzw. noch nicht mal da war.«⁹

Es gibt sie also, die Region als Erlebnis- und Wirkungsraum jenseits und auch quer zu Verwaltungsgrenzen. Drei Wörter, die uns in diesem Dialog begegnen, möchte ich wiederholen und damit auch meinen kurzen und notwendigerweise vorläufigen Gedankengang abschließen – Sie ermunternd, die Fäden zu dem für Ihr Museum und Ihre Region passenden Muster zusammenzuweben. *Region* – wie auch immer politisch oder wirtschaftlich definiert – bleibt für die Menschen eine subjektive. *Region* ist so groß wie der Erlebnis- und *Wirkungskreis* empfunden wird. Sie ist das Energiefeld, aus dem *Heimat* generiert werden kann. Und *Heimat* gilt es ja immer neu zu schaffen.¹⁰ Das Museum wird zur Zündholzschachtel für *Region*, die wir auch *Heimat* nennen können, wenn unsere ausgestellten Sammlungen die Reibfläche abgeben, zu der sich die Besucher wie Zündhölzer verhalten und durch Reibung entzünden.

9 <http://de.answers.yahoo.com/question/index?qid=20070828024741AAAnuVOV> (aufgerufen am 13.10.2009).

10 Unter vielem klug Gedachten zum Thema *Heimat* ist sehr zu schätzen der Vortrag von Gustav Schöck: *Wieviel Heimat braucht der Mensch?* Autorenmanuskript, vorliegend beim »Arbeitskreis Heimatpflege im Regierungsbezirk Stuttgart e.V.«, aus Anlass der Verleihungen des Preises »Vorbildliches Heimatmuseum«, 2005.

Thomas Brune, *Thing Region World*

In view of the fact that in economic, political, social, and cultural practice regionalism tends to establish itself more and more clearly as a complementary pole to globalization, this paper considers the issue of collection perspectives for regional museums. Since today there are hardly any artifacts with recognizable regional attributes left, with the exception of traditional costumes and the appurtenances of rites and customs, it seems fitting to collect objects that can be found all over the world as long as they stem from an everyday regional context and are annotated with descriptions of uses over the course of the object's lifetime. One motivation for registering objects derives strongly from people's curiosity in people, which positively connotes spatial regionalship despite, or precisely because of, recognized supraspatial dependencies on and membership in net-assisted communities.